

# DER ZWEITE BLICK

Ein Diskurs über städtebauliche Leitbilder am Beispiel der Stadt München Elisabeth Merk

12

SRL

SCHWERPUNKT · PLANERIN 6\_10

Begeben wir uns auf eine imaginäre Wanderung durch die verschiedenen Entstehungsbedingungen und räumlichen Eigenarten einer Stadt, entdecken wir ihr historisches Gedächtnis anhand einer Fülle von kontradiktorischen Bildern.

Jeder Blick auf die Stadt und ihre Zeichen offenbart uns zweierlei: ein Beibehalten von Strukturen und Überformungen, die selbst in ihren Fragmenten noch lesbar bleiben, und eine Dialektik zwischen neuerer und älterer Formensprache, die als produktiver Impuls den kontinuierlichen Wandel des Stadtbildes bestimmen. Dies kann gerade in München besonders gut erfahren werden; trotz der starken Zerstörung im Krieg gelang es der Stadt, ihren Charakter und ihre Identität zu wahren. Diese Hartnäckigkeit der inneren Bindung an die überlieferten Bilder und das durchaus widersprüchliche Verhältnis der Stadt zu diesem inneren Panorama geht einher mit einem ausgeprägten Beharrungsvermögen, einem „Mia san Mia“ ihrer tradierten Bauformen. Da zeitgleich im schnellen Tempo an den unterschiedlichsten Orten vieles neu gebaut wird, bedeutet dies Freiheit und Fessel zugleich, denn die Stadt leistet sich den Luxus, nicht jeder Mode hinterherzuhechten. Trotz der Forderung nach innovativen Konzepten ermöglicht die Stadtgesellschaft Raum für Kontinuität und Reflexion. München hat gerade begonnen, sich aufmerksam seiner Nachkriegsmoderne zu widmen und der Frage nachzugehen, welche Merkmale und stadtgestalterischen Vorgaben von damals bewahrt werden sollen. Parallel entsteht ein Dialog über neue stadtgestalterische Regeln, die den Entwurfsprozess begleiten sollen. Viele Wettbewerbsverfahren und Beratergremien sichern die städtebaulichen und architektonischen Qualitäten in den einzelnen Projekten.

Doch welchen Grundsätzen der Stadtgestalt und Stadtentwicklung folgen diese und was lässt sich als gemeinsames Konzept herauskristallisieren aus diesem Gewirr von rechtlichen Bestimmungen, technischen Parametern und stadtgestalterischen Regeln? Wo versteckt sich das aktuelle räumliche und gestalterische stadtstrukturelle Leitbild? Oder hangeln wir uns mehr oder weniger virtuos an den verblichenen Leitbildern der Vorgänger entlang, und wenn ja, wie sind diese zu bewerten?

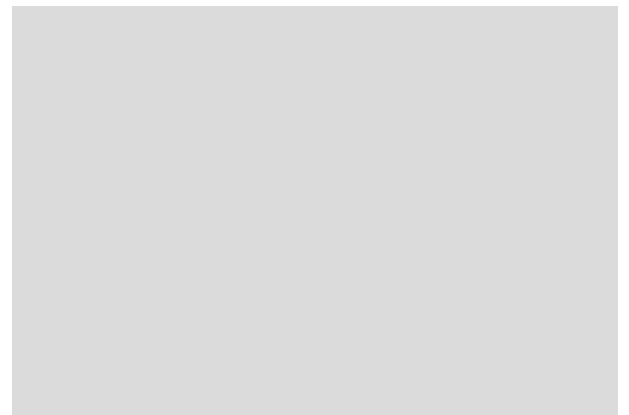
Stadtentwicklung entsteht im Spannungsfeld zwischen Kontinuität und Aufbruch. Projekte profitieren davon, wenn sie sich unter stabilen Rahmenbedingungen über einen längeren Zeitraum hinweg entfalten können. Dennoch braucht eine dynamische Stadtplanung den Mut, neue Wege einzuschlagen und überkommene Regelwerke über Bord zu werfen.

Stadtplaner betreuen die Stadt in ihrer Transformation und haben die Aufgabe, Raum für kulturelle Auseinandersetzung zu schaffen. Wenn wir über Bilder, die Veränderungen der Wahrnehmung und der Wahrnehmungsprozesse sprechen, dann erscheint es notwendig, gleichzeitig über die veränderte Wahrnehmung unserer eigenen Rolle und die jeweiligen Zeiträume zu diskutieren. Neben der Suche nach den richtigen Bildern wirft das Thema die Frage nach

der Empathie für die Stadt auf. Ich glaube, der Widerspruch zwischen dem Bedürfnis, mehr Empathie in die Stadt zu bringen, und der Schwierigkeit, dies in unserer Disziplin überhaupt leisten zu können, drückt sich auch in den veränderten Rollenverständnissen aus.

In München geht es nach wie vor um die Schlüsselfrage: Wie kann München weiter wachsen?

Konnte Theodor Fischer seinen Stadterweiterungsplan und den Generalbebauungsplan für München noch weitestgehend selber entwerfen und gestalten, sehen sich Stadtbauräte 2010 damit konfrontiert, dass es neben der großen Anzahl von verschiedenen Akteuren auch ein Fülle von rechtlichen Verfahren abzuarbeiten gilt.

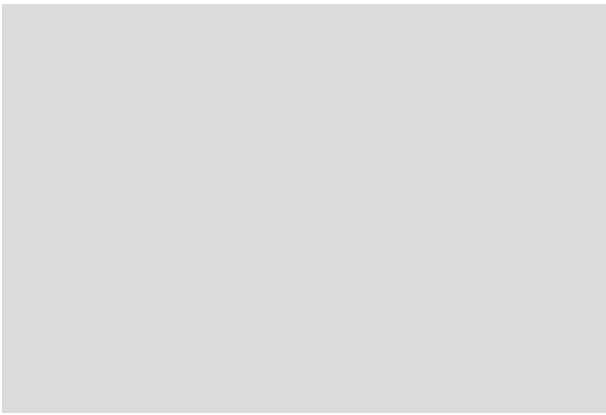


Die Aufgaben verändern sich also meiner Beobachtung nach nicht so sehr in ihrem Wesen, sondern aufgrund der im Laufe der Zeit veränderten Rahmenbedingungen. Gleiches gilt für unsere Rolle. Für die Rolle der Planer und Architekten, die als Professoren, Stadtbauräte oder freiberufliche Planer tätig sind und die je nach dem Wo, Wie und Wann sie gerade stehen, in sehr unterschiedlichen Rollen gefragt sind: als Entwerfer und Gestalter, als Moderatoren im Prozess, als Verwaltungs- und Rechtsspezialisten, als geniale Strategen oder diplomatische Unterhändler in der Politik, als Anwälte des Gemeinwohls und Gewissen der Gesellschaft, als Qualitätsvermittler und Stadtmanager, als richtungweisend in den Wogen der Abwägungsprozesse. Wir treten nicht mehr mit dem Selbstverständnis an, alleinige Wissenschützer zu sein, müssen uns aber dennoch an all diesen verschiedenen Berufs- und Themenfeldern messen lassen. Wir stehen also einerseits in einer sehr starken Kontinuität und sehen uns dennoch gezwungen, anders damit umzugehen als die Vorgänger.

Städte stehen im Fokus der Herausforderungen von Klimawandel und demografischen Umbrüchen sowie gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Jede Generation hat die Freiheit und Verantwortung, sich der Vergangenheit und der Zukunft immer wieder aufs neue zu stellen. Es sind oft die alten Themen, aber dann ist es doch eine neue Aufgabe. Traditionelle Rollen und Institutionen, die durch den Transformationsprozess der Stadt und die vielfältigen Pa-

radigmenwechsel in ihrer Sinnhaftigkeit infrage gestellt werden, bedürfen einer Reflexion. Nachdem sich die Trennung von Stadtbaukunst und Stadtplanung in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als falsch erwiesen hat und sich darüber hinaus das Zurückziehen auf die Rolle der Moderation fatal auf die Qualität des Gebauten ausgewirkt hat, sind heute wieder klare Positionen und Haltungen gefragt, die aktiv den Versuch wagen, beides zusammenzubringen.

Wie kann dies gelingen? Sicher nicht mit der Bürokratie und dem rigiden dirigistischen Verständnis von formalen Beteiligungsverfahren, welche sich gerade an süddeutschen Großprojekten beobachten lassen und die ich überwunden geglaubt hatte, sondern nur durch echte Teilhabe und Partizipation an der Forma urbis. Wir wollen die Stadt aus einem veränderten Rollenverständnis heraus gestalten, das auf Gleichberechtigung statt auf Hierarchie setzt, und dessen Autorität sich aus dem Zuhören-Können ableitet.

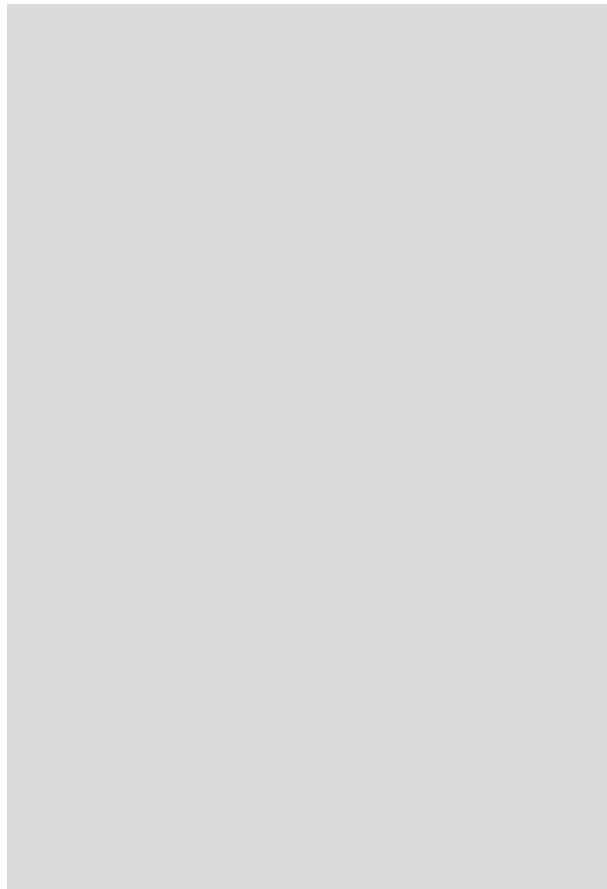


Ich glaube, dass die vorhandenen Gegensätze als Polaritäten gemeinsam existieren können und so den kreativen Prozess des Weiterbauens an der Stadt bereichern. Ich denke, es ist eine Aufgabe, den Diskurs über den Städtebau der 1960er- und 1970er-Jahre zu führen – im Positiven wie im Kritischen, damit das Bewusstsein für Geschichtlichkeit überhaupt in die Köpfe geht.

Neue Utopien, alte Muster und der nachhaltige Städtebau als Ökovision bis zu den Alpen: Könnte dies das neue städtebauliche Leitbild für München sein? Für die Wahrnehmung der Städte nach innen wie außen spielen städtebauliche und architektonische Bildwelten eine entscheidende Rolle. Und dennoch kann der Städtebau nicht als reines Marketinginstrument im Wettbewerb der Städte missbraucht werden. Da müssen wir uns wehren. Interessante Renderings von Stararchitekten als Markenzeichen eines City-Brandings zu platzieren darf als Anachronismus des 20. Jahrhunderts gelten und reicht keineswegs aus, um die Stadt ernsthaft weiterzuentwickeln. Die Sehnsucht nach greifbaren Bildern, die sich darin ausdrückt, muss allerdings ernst genommen werden. Nur über strategische Stadtentwicklungskonzepte lassen sich keine Mitstreiter für die Stadtgestalt gewinnen. Wir brauchen die Dreidimensionalität, und zwar die Dreidimensionalität zum Anfassen. Wir brauchen die Modelle nicht nur auf dem Bildschirm. Die Unsicherheit und die Maßstabslosigkeit, die sich in den Debatten in der Gesellschaft spiegeln, sollten wir auch in den Ent-

würfen an den Hochschulen diskutieren. Diese Diskussion darf und muss in jeder Generation wieder geführt werden: Was kann man von den Siedlungstypologien, die wir besitzen, weiterentwickeln? Was kann man korrigieren? Was muss man verwerfen? Wie ist es um die Glaubwürdigkeit der Bilder und Konzepte bestellt, und was trägt zur Verunsicherung bei? – Dies ist ein weiterer Aspekt, der nicht unwesentlich den Diskurs um die Bilder der Stadt prägt.

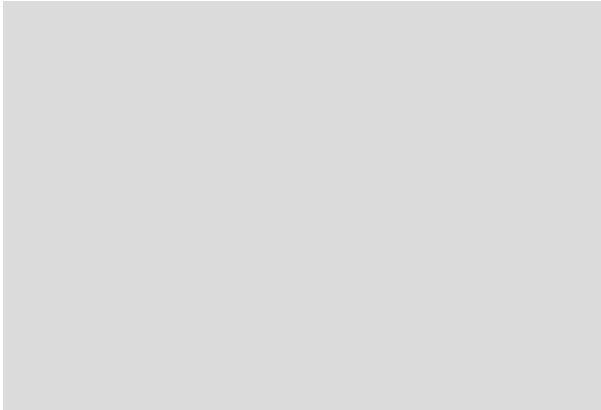
Wenn wir uns heute die Frage stellen: Was müssen wir wo und wie neu bauen, um in der Stadt Identität stiftende Zeichen zu setzen – ganz in der Tradition von Lynch –, und welche Architektur brauchen wir dann, um Stadtgestalt wieder zu einer Einheit zu bringen – dann lohnt sich die Auseinandersetzung mit der Europäischen Stadt. Die Skepsis und Verunsicherung, welche durch die Kultur- und Gesellschaftskritik an Architektur und Städtebau im 20. Jahrhundert aufgeworfen wurden und die bis heute tatsächlich



nicht gesellschaftlich zu Ende diskutiert werden konnten, spielen dabei eine wichtige Rolle. Das Scheitern der verschiedenen städtebaulichen Leitbilder, wie der verkehrsgerechten Stadt und der Disqualifizierung der Konzepte der Moderne des 20. Jahrhunderts, die stark bedingt waren durch ihre mangelnden Ausführungsqualitäten bei gleichzeitig industriellen Quantitäten der Umsetzung, verursachten Akzeptanzprobleme. Die zuweilen erschreckend oberflächliche Debatte über die Architekturen der 50er- bis 70er-Jahre und der teilweise Abriss von Bauten aus dieser Zeit weist auf ein mangelndes Geschichtsverständnis hin. Es zeigt auf, dass unsere Gesellschaft vollkommen vergessen hat, vor was für einer grauenhaften Aufgabe die Generati-

on des Wiederaufbaus damals stand. Es übersteigt mein Vorstellungsvermögen, wenn ich die Bilder der zerbombten Städte betrachte. Was bedeutete es für die damalige Generation, als Planer, Architekten und Politiker diese Aufgabe anzugehen. Dass diese Dimension überhaupt nicht mehr in Verknüpfung gebracht wird mit den heute im Rückblick manchmal zurecht – genauso oft zu unrecht – kritisierten gestalterischen und technischen Lösungen der Nachkriegsarchitektur und ihren zuweilen sehr sparsamen Ausführungen, halte ich für einen Geschichts- und Identitätsverlust, der erschreckend ist.

Die Moderne, und das hat natürlich auch etwas mit Kommunikationsfähigkeit zu tun, hat es in Architektur und Städtebau im vergangenen Jahrhundert nicht geschafft, die ihr innewohnenden Bildwelten und ästhetischen Qualitäten in die Breite der Gesellschaft zu kommunizieren. Anders als in den Bereichen von Design und Kunst gelang es dem Städtebau und der Architektur nicht, sich von den Ikonen



des 20. Jahrhunderts zu emanzipieren. Die Diskussion um die Werkbundsiedlung in München war am Ende daher eine generelle Diskussion um die Weiterentwicklung der Moderne und ihr Scheitern. Keiner würde heute mehr bestreiten, dass Kunst abstrakt wie gegenständlich ihre Berechtigung und Qualität hat. Wird dies bei Skulpturen im öffentlichen Raum gerade noch toleriert, wird es bei der Architektur und im Städtebau zum Glaubenskampf. Dies bringt uns nicht weiter. Ich meine, wir sollten die Polaritäten akzeptieren lernen und daraus etwas Gemeinsames entwickeln.

Meiner Generation erscheint es überhaupt nicht peinlich, sich zur Europäischen Stadt zu bekennen; das tun wir ganz selbstverständlich. Aber natürlich möchten wir trotzdem über die Moderne und deren Weiterentwicklung diskutieren dürfen. Ich glaube also wahrzunehmen, dass die jüngere Generation hierzu ein undogmatisches Verhältnis hat, da sie im Übrigen zum Großteil in diesen Siedlungen und Typologien aufwuchs. Die Bauten der Nachkriegsmoderne sowie einige aus den 60er- und 70er-Jahren sind Teil unseres baukulturellen Erbes. Wir sollten nicht den gleichen Fehler der Abqualifizierung wiederholen, wie es bis zu den 60er-Jahren mit der Gründerzeit der Fall war. Dies mag an manchen Stellen sperrig und schwierig erscheinen: Die Bundesrepublik, diese Landkarte, die ich immer in der Tageschau bis 1989 gesehen habe und mit der ich groß gewor-

den bin, ist gerade durch den Städtebau der 50er- und 60er-Jahre in all seiner Schlichtheit und Zurückhaltung geprägt. Dort, wo er nicht gelungen ist, wo er lieblos und zerstörerisch bis heute wirkt, werden wir im verstärkten Maße Stadtumbau und Rückbauprojekte definieren müssen. Da ist der Osten dem Westen voraus. Gleichzeitig eröffnen uns diese Maßnahmen die Chance, den aktuellen Anforderungen von Klimaanpassung, Verkehrsumbau etc. mit neuen und eben nicht rückwärtsgewandten städtebaulichen Lösungen zu begegnen.

Die Entwicklungen im 20. Jahrhundert haben entscheidend dazu beigetragen, dass unsere Disziplin und vor allen Dingen die stadtgestalterische Aufgabe ins Hintertreffen geriet. Es liegt an uns, es nicht allein den Medien und der Immobilienwirtschaft zu überlassen, dies mit schönen Überschriften zu behübschen.

Wir sollten aber nicht ständig die Kritik an den Bildern der anderen üben, sondern tatsächlich ernsthafte Anstrengungen unternehmen, unsere eigenen Bilder zu kommunizieren und sie eben nicht nur danebenzustellen. Dazu gehören Mut und Aufgeschlossenheit demgegenüber, was uns verunsichert, nämlich dem Bedürfnis nach Emotionalität in der Stadtgesellschaft zu begegnen. Dies ist unbequem und mühsam und hat die Kraft zu verunsichern und zu polarisieren, dies weiß jeder, der in Bürgerversammlungen schon einmal vorne stehen musste.

Stadtplanung und Städtebau brauchen nicht nur Strategien, sondern ebenso eine Verankerung im konkreten Gebauten. Nachdem im vergangenen Jahrzehnt integrierte strategische Stadtentwicklungskonzepte erarbeitet wurden, die es den Stadtplanern ermöglichten, ressortübergreifend zu agieren, erleben wir aktuell die Renaissance von sogenannten Masterplänen – für die Innenstädte und für einzelne Stadtquartiere. Ich denke, wir brauchen anschauliche Bilder für beides. Es gilt also genau in diesem Sinne den romantischen Städtebau des 21. Jahrhunderts aus der Moderne des 20. Jahrhunderts zu entwickeln.

Dazu ist es nötig, die Stadt mit ihren Widersprüchen hinsichtlich ihrer Aufgaben gedanklich zu erfassen und zu bearbeiten und dem ganz spezifischen Ort – und damit den Stadtgrundriss, den wir vorfinden – als Ratgeber für diese neuen ästhetischen und technologischen Lösungen in die Bedeutung zu verhelfen. Anstatt endloser Diskussionen brauchen wir eine Schule des Sehens und eine Schule des dreidimensionalen Entwerfens, die uns wahrnehmungsfähig macht. Wagen wir einen zweiten Blick auf die Strukturen und Architekturen des 20. Jahrhunderts und entscheiden nach sorgfältiger Betrachtung, was wir davon weiterentwickeln möchten. Dazu braucht es Offenheit und Dialog, keine vorgefassten Meinungen – und die Bereitschaft, auch informelle Prozesse zu gestalten. Wir müssen weniger vernünftig und rational an unsere Aufgaben herangehen und dem ewigen Abwägen und Ausgleichen etwas anderes entgegenstellen: Position zu beziehen und auch dem Zufall eine größere Chance zu geben, Qualitäten zu erzeugen – jenseits unserer Regelwerke.

*Elisabeth Merk, Prof. Dr. (I), Architektin und Stadtplanerin, Stadtbaurätin der Landeshauptstadt München*